





„Es ist gut *neugierig* zu sein“

Mezzosopranistin **Lea Desandre**
über Mozarts „Cosi“-DVD aus Salzburg, ihr
Debüt-Album „Amazonen“ – und
warum Singen eine Form des Küssens ist.

Von Kai Luehrs-Kaiser

Frau Desandre, Sie stammen aus Paris, aber Ihr Name wird auf der letzten Silbe betont: „Dézandre“. Wie das?

Wir sprechen den Namen italienisch aus. Die Familie meines Vaters – auch er selber – stammen aus dem Piemont, aus dem Aostatal. Ich empfinde mich als halbtalienisch. Und singe auch so.

Auf ihrem CD-Debüt singen Sie Arien von Vivaldi und anderen Barock-Komponisten. Darunter sind nicht weniger als 16 Weltersteinspielungen. Wo kommen die her?

Heute stammen solche Wiederentdeckungen, wie ich glaube, immer teilweise aus dem Internet. Zum anderen Teil sind sie Frucht etlicher Bibliotheksbesuche. In meinem Fall steckt ein guter Freund von mir dahinter, der Sänger, Tänzer und Hobby-Musikologe Yannis François. Er kennt meine Vorliebe für die Natur. Also kam er auf die Idee, Titel zusammenzutragen, die

mit den Amazonen zu tun haben. Ich wollte gerne auf Französisch, aber auch auf Italienisch singen. Es ist sehr farbig und abwechslungsreich geworden.

Worin äußert sich Ihre Zuneigung zur Natur?

Ich bin sehr „down to earth“ und liebe innig alle Tiere und Blumen. Um mich etwas seltsamer auszudrücken: Ich fühle mich eigentlich selber wie ein Baum. So fest verwurzelt fühle ich mich. Ich glaube, dass die Liebe zur Natur – nicht erst seit dem Klimawandel – auch eine politische Dimension hat. Ich bin achtsam. Ich würde keine Tiere essen und glaube, dass wir unsere Macht gebrauchen müssen, um künftigen Generationen keine unlösbaren Probleme zu hinterlassen. Ich bin vielleicht selber eine Amazone. Wir alle sollten es sein.

Welches Tier passt zu Ihnen?

Wenn ich ein Tier wäre, so wäre es – klar doch! – ein Äffchen. Ein klei-



13 Jahre lang war Lea Desandre „begeisterte Tänzerin“, wie sie selbst sagt.

Zur Person

Lea Desandre, geboren 1993, studierte Gesang (in Paris und Venedig) erst im Anschluss an ihre Ballettausbildung. William Christie engagierte sie für mehrere Produktionen mit dem Ensemble Les Arts Florissants, darunter in der Salzburger „L'incoronazione di Poppea“ (auch CD). Auf früheren Alben sang sie Seite an Seite mit Sabine Devieille, Natalie Perez und Chantal Santon-Jeffery. Sie lebt in ihrer Heimatstadt Paris.

Debüt-CD



Lea Desandre – Amazone. Diverse Komponisten; Cecilia Bartoli, Veronique Gens, William Christie, Jupiter, Thomas Dunford (2020); Erato
V.Ö.: 17.9.

nes, das sich schnell bewegt und hoch klettert. Der erste singende Affe, das wäre etwas für mich (lacht).

Einige Komponisten Ihres Albums, etwa Georg Caspar Schürmann und André Cardinal Destouches, waren mir ungeläufig. Und Ihnen?

Mir auch. Dennoch glaube ich, dass wir diesen Komponisten, indem wir sie wiederbeleben, das Recht geben, das ihnen zusteht. Sieht man die Fülle der – teilweise verlorenen – Werke vor sich, so müssen diese Leute tagaus tagein wie besessen komponiert haben. In einem Maße, das wir uns heute kaum mehr vorstellen können. Das weckt meine Neugier. Und ich denke, es ist gut neugierig zu sein. Wenn wir Künstler glaubhaft machen können, dass wir diese ausgegrabenen Werke wirklich lieben, dann wird auch das Publikum sie lieben.

Wie haben Sie Cecilia Bartoli dazu gebracht, bei einem der Duette mitzusingen?

Fragen kostet nichts. Cecilia und ich kennen uns seit 2018. Mit ihren Platten bin ich aufgewachsen. Von ihr zu den Pfingstfestspielen eingeladen zu werden, war die größte Ehre, die ich mir vorstellen konnte. Inzwischen verbindet uns fast so etwas wie eine Freundschaft. Cecilia ist ein fantastischer Mensch, freundlich, anregend und voll guter Ratschläge, sie nimmt einen ganz wichtigen Platz in meinem Leben ein. Dass sie mit auf dem Album ist, war das größte Geschenk, das sie mir machen konnte.

Welche Ratschläge hat Ihnen Bartoli gegeben?

Technische Details, so für die Rolle der Rosina, an der wir gemeinsam gearbeitet haben. Und die Einstellung, einerseits ruhig zu bleiben, innerlich gesammelt zu agieren. Und andererseits jede Note so zu singen als sei es die letzte.

Sie sind Mezzosopran, singen aber in der Salzburger „Cosi fan tutte“ in der

Regie von Christof Loy die Despina. Ist das nicht ein Sopran?

Doch. Aber man muss bloß der eigenen Stimme trauen. Wenn es stimmt, dann stimmt es eben; und sonst nicht. Meine Stimme ist eher ungewöhnlich. Ich bin eigentlich Mezzosopran und könnte mir sogar einige Tenor-Rollen vorstellen. Eine meiner Mentorinnen war die italienische Altistin Sara Mingardo. Sie sagte mir rundheraus: Es kommt darauf an, wer du bist. Die Stimme folgt. Natürlich funktioniert das nicht im Extrem. Wenn ich mich frage, wie es weitergehen könnte, schaue ich mir immer das Repertoire von Frederica von Stade an. Dann weiß ich mehr.

Ihr Wechsel zwischen Mezzo-Rollen wie Annio, Sesto und Rosina einerseits und echten Sopran-Rollen wie Urbain, Amour und Amore in Monteverdis „Poppea“ ist dennoch sehr ungewöhnlich.

Es geht in Wirklichkeit immer um die Farbe. Also um die Frage, ob die Palette der eigenen Stimme für eine Partie ausreicht und die richtige ist. Urbain in „Les Huguenots“ geht bis zum hohen D, das ist zu schaffen. Selbst Oscar in „Un ballo in maschera“ ist nicht so hoch wie man denkt. Annio liegt in Wirklichkeit höher als Amore. Ich würde gerne einmal „Manon“ singen. Demnächst allerdings bleibe ich bei den echten Mezzo-Rollen. Dorabella kommt in zwei Jahren.

Sie waren früher Tänzerin. Hat das auf Ihren Gesang Einfluss?

Ganz gewiss. Ich war 13 Jahre lang begeisterte Tänzerin. Und ich glaube, es hat nicht nur meine Art zu spielen beeinflusst, sondern auch die Tatsache, wie ich den Körper als mein Instrument betrachte. Für mich kommt alles darauf an, die Flexibilität und Elastizität des Körpers auf die Stimme zu übertragen. Spannungen zu entspannen. Und eine bestimmte Weichheit herzustellen. Das ist alles eine Frage der Methodik. Also des Körpers.

Sie haben hauptsächlich mit Dirigenten der historischen Aufführungspraxis zusammengearbeitet wie Marc Minkowski und John Eliot Gardiner. Reiner Zufall?

Man wird eben weitergereicht. Ich hatte ursprünglich lyrisches Repertoire studiert, das mich ins 19. Jahrhundert hätte führen müssen. Dann kam der Jardin des voix, die Nachwuchs-Akademie von William Christie. Dort habe ich all das Repertoire gelernt, mit dem ich dann engagiert wurde und auf Reisen ging. Eine sichere Basis. Alles fühlte sich sehr natürlich an, außerdem gefällt mir das Barock-Repertoire sehr. Mir war klar, dass ich auf diesem Weg zu Mozart und später vielleicht zu Rossini kommen würde. Zu den schnelleren Noten halt.

Wo also liegt Ihre Zukunft?

Zunächst vor allem bei Massenet, „Cendrillon“, „Chérubin“ und Debussys

Mélisande. Mein größter Traum besteht darin, eines Tages Octavian im „Rosenkavalier“ zu singen. Strauss hat meine absolute Lieblingsmusik komponiert.

Sie wirken mädchenhaft, falls man das sagen darf – ein Eindruck, der

„Ausgeprägte Wangenknochen geben einen ausgezeichneten Resonanzraum“

bei Mezzosopranen eher selten ist. Gefällt Ihnen das?

Wenn ich mich höre, so wundere ich mich auch (lacht). Beruflich gesprochen ist eine mädchenhafte Erscheinung gewiss von Vorteil. Mein „Stimmbruch“ sozusagen war noch nicht vorüber, als ich zu William Christie kam. Je heller der Klang, desto besser kommt man durch das Orches-

ter durch. Je lässiger, auch jünger man wirkt, desto größer wird der Effekt sein, wenn man in die Tiefen einer Partitur vordringt.

Inwieweit singt die Anatomie eines Gesichtes mit?

Ausgeprägte Wangenknochen, wie ich sie habe, geben einen ausgezeichneten Resonanzraum. Nur muss man mithilfe der Gesangstechnik diese Räume erst öffnen. Ich glaube, dass sogar die Lippen resonieren und für die Bildung des Klangs von erheblicher Bedeutung sind. In der italienischen Gesangsschule, aus der ich komme, gibt es die Idee, dass das Singen eine Art hörbarer Kuss sei. Das finde ich eine sehr schöne Vorstellung. Wenn es danach geht, war Mirella Freni gewiss eine tolle Küsserin. Der Mund singt mit. Ist doch herrlich...! ■



Jetzt als CD-Box:
Sämtliche Beethoven-Sonaten
mit Boris Giltburg